

lische Ebene gleiten (192): Falls der Papst „temere“ definiert, sündigt er; der Beistand wird ihm aber auch dann zuteil. Die entsprechenden Differenzen kehren auch im 1. Vatikanum in den Konzilsdebatten zwischen Majorität und Minorität wieder, wie der Autor besonders an Kardinal Guidi exemplifiziert (193–197).

Die Monographie stellt einen unverzichtbaren Baustein für die Geschichte der Unfehlbarkeitsdoktrin dar. Zwei ergänzende Bemerkungen seien noch angefügt. Es fällt auf, daß eine Fragestellung bei den behandelten Autoren so gut wie völlig fehlt oder nur spurenweise vorkommt, nämlich, wann der Papst wirklich „definiert“. Nur Torquemada scheint dafür ein Kriterium zu liefern, und dies ist gerade die gehörige Konsultation, vor allem durch die Kardinäle (78 f.). Aber auch bei ihm sowie bei den übrigen Autoren wird der „ex cathedra“ sprechende und dann unfehlbare Papst nur von dem Papst als „Privatperson“ (der irren kann) unterschieden. Es gibt keinen Bereich „offiziellen“ lehramtlichen, aber dennoch „nicht-unfehlbaren“ Sprechens. – Die Konsequenz, die Pedro de Ledesma aus der bñezianischen Gnadenlehre für eine besondere „Erleuchtung“ des Papstes zieht, gibt in anderer Hinsicht zu denken. Man wird zu der Frage gedrängt, wie es kommt, daß paradoxerweise im allgemeinen die Jesuiten in dieser Beziehung ekklesiologisch „Bñezianer“ sind, während die meisten Dominikaner mit ihrer Aufwertung der „media humana“ ekklesiologische „Molinisten“ genannt werden könnten. Eine Reflexion darüber dürfte geistes- und theologiegeschichtlich interessant sein.

KL. SCHATZ S. J.

HAUSBERGER, KARL, *Franz Xaver Kiefl (1869–1928)*, Schell-Verteidiger, Antimodernist und Rechtskatholik (Quellen und Studien zur neueren Theologiegeschichte; 6). Pustet: Regensburg 2003. 402 S., ISBN 3-7917-1845-2.

Der streitbare Franz Xaver Kiefl (= K.), erst Dogmatikprofessor in Würzburg, dann Regensburger Domherr, ist in mehreren Kontroversen, jedesmal scharf und polemisch, in die katholische deutsche Öffentlichkeit eingetreten. Als Verteidiger von Herman Schell im Streit um sein Grabmal gegen den Integralisten Commer erwarb er sich, was damals nicht schwer war, ab 1907 den Ruf des „Modernisten“. Eventuellen Maßnahmen gegen ihn kam er zuvor, indem er selbst auf die Professur verzichtete und um eine bayrische Domherrenstelle bat, die er schließlich in seiner Heimatdiözese Regensburg erhielt. Seine Würdigung der religiösen Anliegen Luthers im „Hochland“ zum Reformationsjubiläum 1917 erscheint im nachhinein als ein ökumenischer Durchbruch. Gleichzeitig jedoch führt er einen scharfen Kampf gegen die (nach ihm) „undeutsche“ und „modernistische“ Pädagogik von Friedrich Wilhelm Foerster, die damals auf katholischer Seite nicht wenige Sympathisanten fand. In der Weimarer Zeit tritt er in der Kontroverse mit Tischleder als engagierter Legitimist und Monarchist hervor. Gibt es eine gemeinsame Linie? Oder gibt es bei ihm (etwa um 1911) einen „anti-modernistischen Bruch“?

Karl Hausberger (= H.), bereits durch Monographien über Schell und Engert ausgewiesen, bietet hier einen Einblick in Persönlichkeit, Leben und Ideenwelt dieses umstrittenen und streitsüchtigen Mannes, was nicht leicht ist: Mit dem Reichtum und der Vielseitigkeit seiner literarischen Produktion kontrastiert, daß er keinen persönlichen Nachlaß hinterlassen hat und zudem seine eigenen Briefe meist nicht zu datieren pflegte. Immerhin ergeben sich aus anderen Quellen, vor allem dem Bayrischen Hauptstaatsarchiv, dem Regensburger Bischöflichen Zentralarchiv und dem Vatikanischen Archiv, viele Informationen über ihn, darunter auch eine Reihe sehr interessanter Funde. H. baut sein Werk in zwei Teilen auf. Der erste „biographische“ (7–203) zeichnet den Lebensweg K.s, aber auch den jeweiligen „Sitz im Leben“ seiner Stellungnahmen und den Zusammenhang mit seiner Lebensgeschichte. Der zweite „systematische“ Teil („Schwerpunkte des literarischen Schaffens“, 205–360) geht mehr den einzelnen Positionen und Stellungnahmen nach, wobei der Autor über weite Strecken die Primärquellen sprechen läßt.

Der Rez. möchte zunächst – ohne diese Gliederung immer zu berücksichtigen – auf einige interessante Aspekte und Einzelergebnisse eingehen. Schon in seinem Erstlingswerk von 1903 über den Reunionsplan von Leibniz und die Gespräche zwischen ihm

und Bossuet fällt seine (mit anderen Aussagen in seiner Arbeit, wie auch damals die Rez. vermerkten, in unausgeglichenem Kontrast stehende) Sympathie für Leibniz auf, deren entscheidender Kern letztlich der „Patriotismus“ ist, den er als Triebfeder bei Leibniz entdeckt zu haben meint (213). Leibniz wird ihm schon hier und erst recht seit dem 1. Weltkrieg zur ideellen Verkörperung deutschen Wesens. – Wie sehr K. als Dogmatikprofessor in Würzburg durch seine Schell-Verteidigung und andere Stellungnahmen in den Ruch des „Modernismus“ geraten war, wird z. B. im Bericht des Würzburger Bischofs Schlör an den Papst vom 27. 7. 1909 über seine angebliche Heterodoxie (104–106) deutlich. Als K. dann selbst, der ständigen Angriffe gegen seine Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit müde, um eine Domherrenstelle bat, war der Münchener Nuntius Frühwirth heilfroh, weil auf diese Weise ein Problem sich selbst erledigte (107 f.). Immerhin hängte sich K. in seiner Rektoratsrede von 1909 „Charles Darwin und die Theologie“ weit aus dem Fenster heraus, indem er positive Worte zur Evolution fand und auch ihre Anwendung auf den Menschen, wengleich noch nicht bewiesen, ausdrücklich nicht prinzipiell ausschloß (233–235). Seine Stellungnahmen zu den anti-modernistischen Verlautbarungen Pius X. waren, wie meist bei den Sympathisanten reformkatholischer Ansätze, entschärfend und minimalisierend. Zu „Pascendi“ schrieb er im „Hochland“; „Modernismus“ im Sinne der Enzyklika gebe es in Deutschland nicht; seine positive Devise lautete Rückkehr zu Thomas, aber zum ganzen Thomas im vollen dynamischen Sinne und nicht zu einem engen ungeschichtlichen Thomismus (233). Eine ähnliche abschwächende Deutung, die eine vernichtende Kritik durch den Modernisten Wieland erfuhr, lieferte er auch zu dem Antimodernisteneid von 1910. – Im Zuge des 1. Weltkrieges und der Kriegspublizistik zeichnete sich immer mehr seine Verquickung von deutschem Patriotismus (bzw. Nationalismus) mit Irenismus gegenüber den Protestanten einerseits, Frontstellung gegen Demokratie, Volkssouveränität und Liberalismus andererseits ab. Das „Ver Sacrum 1914“, welches zeitlebens sein Leitstern blieb (vgl. 178 f.), war und blieb für ihn Inbegriff der sittlichen Weltordnung gegen Materialismus, Liberalismus, Marxismus und Loge, „Ideen von 1914“ gegen die „Ideen von 1789“ wurde zur fest eingespielten Antithese. Der patriotisch-nationale Hintergrund der Annäherung an die Protestanten tritt schon 1915 in seinem Beitrag in der Gegenschrift Pfeilschifters gegen die französische Kriegspublizistik hervor (150–153); und er bestimmt auch wesentlich seine an sich bahnbrechende und auch von evangelischer Seite anerkannte positive Neuwertung Luthers im Reformationsjahr 1917.

Friedrich Wilhelm Foerster gebrauchte 1919 folgendes treffende Bild: Ein Fremder nähert sich einem gotischen Dome, ist hingerissen von seinen Proportionen, erklärt voll Bewunderung seinen Reisegeossen die Stimmigkeit des Ganzen – „da öffnet sich plötzlich eines der bunten Domfenster und es wird dem Staunenden eine schallende Maulschelle herausgereicht“. Einheimische erklären dem verblüfften Opfer: „Das war der Herr Domdekan Kiefl!“ (302). Das bezog sich auf die maßlosen und gerade im katholischen Lager keineswegs allgemein geteilten Angriffe K.s auf ihn, die jedoch nach dem Autor zu dem schwindenden Einfluß Foersters in katholischen Kreisen mit beitragen, aber auch zu dem Bruch K.s mit Carl Muth und dem „Hochland“ (312–315).

Der Legitimus und die Ablehnung der Weimarer Republik durch K., entscheidend durch sein politisches Credo („Ideen von 1914“ gegen „Ideen von 1789“) und die Etikettierung der Demokratie als „westlerisch“ und „undeutsch“ gefärbt, tritt nicht erst bei seiner Kontroverse von 1928 mit Tischleder hervor, sondern schon in seinen „Kritischen Randglossen“ zum Bayrischen Konkordat von 1924. Trotz der ungleich günstigeren Bedingungen hinsichtlich Kirchenfreiheit und Eingriffsmöglichkeiten Roms wertet er es im Vergleich zum Konkordat von 1817 ab: denn ein Landeskonkordat im Rahmen der Bayrischen Verfassung sei vergleichbar „einer Lilie, die man auf Moorgrund pflanzen will“ (327), während das Konkordat von 1817 auf dem „Felsengrunde einer 700-jährigen Verschlungenheit von Thron und Altar“ stand – wobei der historische Hintergrund des modernen Staatskirchentums, der Säkularisation und der napoleonischen Umwälzungen (also auch schon einer „Revolution“!) von ihm in schier unbegreiflicher historischer Blindheit ausgeblendet oder künstlich auf das Konto eines systemfremden „Liberalismus“ geschoben wird! Voll tritt der monarchische Legitimus, die Ablehnung der Demokratie und der Volkssouveränität und nicht nur der Revolution, sondern auch jegli-

cher nachträglichen Legitimität einer durch eine Revolution geschaffenen Ordnung, dann in seiner Schrift von 1928 „Die Staatsphilosophie der katholischen Kirche und die Frage der Legitimität in der Erbmonarchie“ hervor, einer Auseinandersetzung mit Tischleder, welche die frühere einschlägige Auseinandersetzung zwischen Mausbach und Schrörs über die Volkssouveränität nach Artikel 1 der Weimarer Verfassung fortsetzt. Bisher nicht bekannt war der aktuelle Anlaß, weshalb K. 1928 in diese Arena einstieg: dem Autor ist es gelungen, einen Brief des Bischofs v. Ow-Felldorf von Passau an K. zu finden, welcher Wünsche des Kronprinzen Rupprecht und von Kreisen um ihn ausdrückt, der bayrische Klerus, der sich zu leicht mit dem Bestehenden abfinde, möge sich gegenüber den „gefährlichen“ Ideen eines Tischleder und Schilling zum Bannerträger des monarchischen Gedankens machen (333 f.). Dies fiel wohl bei K. auf fruchtbaren Boden.

„Schell-Verteidiger, Antimodernist und Rechtskatholik“ – Die Frage ist nur, ob die mittlere Etikettierung auf K. zutrifft. Und hier möchte der Rez. einige kritische Bedenken gegenüber der Deutung des Autors äußern. In seinem abschließenden Resümee (361–372) bemüht sich H. um eine Gesamtwürdigung K.s. Er war, was zweifellos zutrifft, ein Mann von Originalität und spekulativer Kraft, der es jedoch nie zur systematischen Gesamtschau brachte, sich vielmehr, vor allem infolge seines polemischen Naturells, in Gelegenheitsschriften und ereignishaftem Reagieren erschöpfte (vgl. 205 f.). Seine Etikettierung als „Modernist“ gehe auf das Konto „engerziger Überkirchlichkeit“ (363), wobei jedoch K. selbst im Schell-Streit maßgeblich zu dieser Rollenfixierung und schließlich selbsttätig sich steigernden Polarisierung beitrug. Lasse man die aus Voreingenommenheit stammenden Urteile außer acht, sei K. ein „Theologe konservativen Zuschnitts“, ins liberale Lager im Grunde „gegen seinen Willen“ geraten (364). Freilich spricht der Autor an anderer Stelle ab 1911 von einem „tiefgreifende(n) Gesinnungswandel hin zum Staatskatholiken [sic!] und Antimodernisten“ (241), und zwar im Zusammenhang mit dem Weggang aus Würzburg, weil dies den Aufstieg auf der Karriereleiter erleichterte und geeignet schien, den Modernismus-Verdacht ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Mit einer „Damaskusstunde“ eines inneren Überzeugungswandels habe die Wandlung zum kämpferischen „Anti-Modernisten“ jedenfalls nichts zu tun (365). – Nun muß man mit Klischees wie „Modernist“ und „Anti-Modernist“ in jedem Fall sehr behutsam umgehen und genau bestimmen, was man damit meint, damit sie auf konkrete Persönlichkeiten anwendbar sind. Jedenfalls möchte der Rez. aufgrund des vom Autor dargebotenen und zitierten Materials eher zu folgender Schlußfolgerung kommen: 1. K. gehörte nicht nur zur Zeit des Schell-Streits, sondern weit über 1911 hinaus, keineswegs „wider Willen“ tendenziell einer „offeneren“ kirchlichen Richtung an, die von den ausgesprochenen Integralisten als „modernistisch“ diffamiert wurde; und seine monarchistisch-antidemokratische Haltung in der Weimarer Republik steht dazu nicht im Widerspruch; 2. als eigentlich kämpferischer „Antimodernist“ ist K. nie hervorgetreten, sofern damit mehr gemeint ist als jener „Antimodernismus“, zu dem sich jeder katholische Priester bekennen mußte, der bestehen wollte. Für ersteres spricht nicht nur seine Schell-Verteidigung, sondern auch die (damals sehr gewagte) Lanze für die Evolutionslehre in der Rektorsrede von 1909, sein Kommentar zu „Pascendi“ (zumal mit der Spitze gegen eine enge und ungeschichtliche Thomas-Interpretation), vor allem jedoch noch später 1917 die Luther-Bewertung. Zu letzterem gibt der Autor zu bedenken, was hier bei K. zu einem eigentlichen ökumenischen Dialog fehle, sei die „Anerkennung der Gleichberechtigung des Gesprächspartners“; er stehe im Banne eines Kirchenverständnisses, „das der römisch-katholischen Kirche den vollen Besitz der Wahrheit zuerkannte und daher die übrigen christlichen Bekenntnisse nur in einer defizitären Position wahrzunehmen vermochte“ (365 f.). Aber wenn man einen solchen Maßstab anlegt, kann dann irgendein katholischer Wegbereiter des ökumenischen Dialogs, ja selbst das Ökumenismus-Dekret „Unitatis Redintegratio“ des 2. Vatikanums davor bestehen? Daß überhaupt die echt religiösen Anliegen Luthers gewürdigt wurden, war doch für damals ein ganz entscheidender Durchbruch! Ebenso sehe ich keine Wende, etwa ab 1911, zu einem „kämpferischen Antimodernismus“. Die minimalistisch verharmlosende Deutung des Antimodernisteneids, so fragwürdig sie ist (241), bezeugt jedenfalls eher das Gegenteil. Ansonsten verweist H. als Beleg auf das emphatische Lob

K.s für die Anti-Modernismus-Enzyklika „Pascendi“ im Jahre 1921 (242). Ein solches Lob, zumal zu einem Zeitpunkt, wo die Kontroversen der eigentlichen Modernismus-Zeit weithin vorbei waren, besagt jedoch wenig. Was schließlich die Auseinandersetzung K.s mit Foerster betrifft, so haftet zwar K. Foerster das Etikett des „Modernismus“ an, indem er seinen Religionsbegriff mit der „symbolistischen“ Religionsvorstellung der Modernisten in „Pascendi“ identifiziert (301). Noch viel stärker als die anti-modernistische ist jedoch in seiner Polemik gegen Foerster die nationale Tönung bzw. der Kampf gegen den „undeutschen“ und „amerikanischen“ Empirismus (vgl. 309). Überhaupt scheint es so: Wenn es eine sich durchhaltende Grundkategorie im Schrifttum K.s gibt, dann ist es nicht die anti-modernistische, sondern die nationale. Darin aber kommt er wiederum eher mit vielen Vertretern „reformkatholischer“ Richtungen überein, die z. T. schon vor dem 1. Weltkrieg eher politisch rechts vom Zentrum standen (man denke an Franz Xaver Kraus) und nachher, wie Müller, Schnitzer, Koch und Wieland, sich der politischen Rechten zuwandten. Die allzu leicht von einem undifferenzierten Gegenbegriff der „Moderne“ her naheliegende Gleichung „Kirchlich konservativ, bzw. anti-modernistisch, = „Politisch konservativ und anti-demokratisch“ gilt gerade für die Fronten der Weimarer Zeit keineswegs (freilich auch nicht ohne weiteres das Gegenteil!). Gerade das Nationale konnte, wie bei K., ein Bindeglied zwischen kirchlich progressiven, ja „ökumenischen“ Ideen und monarchistisch-antidemokratischer Haltung sein. Und deshalb muß auch die Behauptung, daß die theologische Position K.s „grosso modo mit dem damaligen Trend übereinstimmte“ (371), zumindest hinterfragt werden. Der Autor beruft sich hier auf das Buch Rusters, das jedoch zu sehr von einem pauschalen Begriff der „Modernisierung“ ausgeht. Zumindest in der Einstellung zur Republik spiegelte K. und der mit ihm hier sicher gesinnungsgleiche Kardinal Faulhaber außerhalb Bayerns nicht die Mehrheitsposition der Katholiken (wie schon in dem Widerspruch Adenauers gegen Faulhaber auf dem Münchener Katholikentag 1922 hervortrat) bzw. waren Mausbach und Tischleder repräsentativer für die Mehrheit als Schrörs und K.

Wenig Erfreuliches findet der Autor zu Recht in dem Charakter K.s: unausgeglichen, streitsüchtig, wo er auch immer hinkam, Konflikte und Intrigen erzeugend. Die „Maulschelle“, die Foerster symbolisch aus dem Regensburger Domfenster erhielt, war nur eine von vielen, die der Regensburger Domherr im Laufe seines Lebens austeilte. Besonders übles Licht wirft es auf ihn, daß er die Briefe seines Regensburger Diözesanbischofs Henle an Herman Schell bewußt als mögliches Erpressungsmittel diesem gegenüber behielt (129), wobei freilich die Vermutung des Autors, dies hänge auch damit zusammen, „daß der rastlose Schellverteidiger im Grunde seines Herzens ein dezidiertes Antimodernist war“ (ebd.) aus den bereits genannten Gründen weit hergeholt erscheint.

Welchen Sinn der auch sonst bei vielen Autoren anzutreffende Perfektionismus hat, selbst bei allbekannten Persönlichkeiten wie Bonifatius oder Napoleon Bonaparte Fußnoten mit Daten und Literaturverweisen anzufügen, vermag der Rez. nicht einzusehen. – Jedenfalls ist es eine wertvolle Darstellung, weiterführend für die Geschichte des deutschen Katholizismus, auch wenn man das Wort „Antimodernist“ mit einem Fragezeichen versehen möchte.

KL. SCHATZ S. J.

SÁNCHEZ, JOSÉ M., *Pius XII. und der Holocaust. Anatomie einer Debatte*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Karl Nicolai. Paderborn [u. a.]: Schöningh 2003. 167 S., ISBN 3-506-77553-7.

Auch die Öffnung der Archive über den Pontifikat des Pacelli-Papstes dürfte mit Sicherheit keinen Konsens herbeiführen, ja aller Wahrscheinlichkeit nach kaum eine wesentliche Veränderung in den festgefahrenen Argumenten der Kontroverse zur Rolle Pius' XII. gegenüber der nationalsozialistischen Judenvernichtung zur Folge haben. Dies liegt einmal in der Natur der Debatte selbst begründet, „weil sie sich mit dem grauenhaftesten Ereignis der Zeitgeschichte befaßt. Wer darf einen Überlebenden des Holocaust, etwa Saul Friedländer, tadeln, wenn er dem Stellvertreter Christi vorwirft, er habe nicht lautstark gegen den NS-Vernichtungsapparat protestiert ...?“ (145). Und es liegt auch daran, daß Pacelli, zudem geborener Diplomat, einen päpstlichen Stil zelebrierte,